Martin Sabrow

Mythos – Zankapfel – Erinnerungsort. Die Potsdamer Garnisonkirche in der deutschen Erinnerungskultur

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

der Wiederaufbau der Dresdner Frauenkirche begann mit einer ersten Idee schon am Reformationstag 1989 und entwickelte nach dem revolutionären Umbruch der Folgewochen mit dem „Ruf aus Dresden“ eine solch unwiderstehliche Zugkraft, dass die Rekonstruktion des weltbekannten Gotteshauses dank internationaler Unterstützung und eines unerwartet hohen Spendenaufkommens in gerade einmal fünfzehn Jahren und somit weit rascher als geplant abgeschlossen werden konnte. Dem Wiederaufbauprojekt Potsdamer Garnisonkirche ergeht es anders, und das hat offenkundig mit dem mehrdeutigen Charakter des Bauwerks zu tun: Sie ist eine ambivalente Ikone, ein Ort der inneren Spannung und des Kampfes um Mythenhoheit, und dies stellt alle Wiederaufbaupläne vor eine historisch begründete Herausforderung, der ich im Folgenden nachgehen will.

I. Die Vorgeschichte der mythischen Bemächtigung

Eine bis in Ausführungsdetails eingewobene Widersprüchlichkeit und Dissonanz barg schon die Kirche als Bauwerk: Der in den Jahren 1730 bis 1732 ausgeführte Bau wies mit zahlreichen Details auf die Verbindung von Kirche und Staat hin, so etwa im Wechselspiel von Kirchengesang und Gewehrsalven beim Einweihungsgottesdienst am 17. August 1732 oder in der soldatischen Behelmung der Pauken- und Trompetengel an der Orgel oder in dem eigentümlichen Umstand, dass der Kanzelaufgang einträchtig von den zwei allegorischen Figuren aus der antiken Mythologie bewacht wurde, die zum einen die Weisheitsgöttin Minerva, zum anderen hingegen den Kriegsgott Mars vorstellten. Als Träger einer demonstrativen Verklammerung von Gotteslob und Herrscherlob fungierte auch das Kuppeldach, das mit einer vergoldeten Krone mit Reichsapfel und Kreuz schloss. Aus ihr ragte eine

drehbare Wetterfahne von zehn Metern Länge, die an ihrer Spitze eine kupferne Strahlenkreuzsonne trug. Die dazugehörige Querstange, die dafür sorgte, dass die Wetterfahne der herrschenden Windrichtung folgte, zeigte auf der einen Seite einen empor fliegenden Adler und auf der anderen den vergoldeten Namenszug des Königs (der aus statischen Gründen um eine alte Kanonenkugel ergänzt worden war). Der königliche Bauherr und sein Architekt Johann Philipp Gerlach wollten bei der Bestückung der Wetterfahne den Ruhm des preußischen Monarchen mit dem Attribut des christologischen Adlers verschmelzen, der als einziges Tier ohne Schaden in die Sonne zu blicken vermag und auf diese Weise den hohenzollernschen Wappenspruch „nec soli cedit“ beglaubigt.

Ihren Widerhall fand die Verklammerung von Religiosität und Säkularität in der kirchlichen Nutzung des Gotteshauses, das auf ausdrücklichen Willen des königlichen Erbauers nicht nur im Erdgeschoss, sondern auch auf den dem Militär zugewiesenen Emporen und in der den Hohenzollernprinzen und dem Offizierskorps vorbehaltenen Königsloge lediglich mit harten lehnenlosen Holzbänke bestückt war – angeblich, um nach dem Willen des calvinistischen Soldatenkönigs ‚seinen Offizieren keine Gelegenheit zu geben, während des Gottesdienstes zu schlafen'; Friedrich Wilhelm I. selbst pflegte der Predigt auf einem eigenhändig bemalten Holzschemel zu folgen, der noch im späten 19. Jahrhundert zusammen mit einer Reihe einfacher Rohrstühle die Bestuhlung der königlichen Loge bildete.[1]

Erst unter Friedrich II. entwickelte sich allmählich und zögernd die Garnisonkirche zu einem Gedenkort preußischer Machtstaatlichkeit. Denn Sophia Dorothea, die Witwe des „Soldatenkönigs“, fand 1757 ihre letzte Ruhe, anders als Friedrich Wilhelm es gewollt hatte, nicht in der Potsdamer Garnisonkirche, sondern in der Schloss- und Domkirche zu Berlin. Ihren Platz nahm dreißig Jahre später ihr Sohn Friedrich II. ein, der nach seinem Tode 1786 entgegen seinem Testament von 1769 nicht auf der Terrasse von Schloss Sanssouci bestattet wurde, sondern an der Seite seines Vaters in der Gruftkammer der Garnisonkirche – in der gleichen schlichten Weise wie sein Vorgänger. Mit diesem Platzwechsel zwischen Sophia Dorothea und Friedrich II. war

---

[1] Bernhard Rogge, Die Königliche Hof- und Garnisonkirche zu Potsdam, ein Denkmal vaterländischer Geschichte, Berlin 1892, S. 5.

das Fundament gelegt, das die Hof- und Garnisonkirche im 19. Jahrhundert zu einem auratischen Ort des preußisch-deutschen Wiederaufstiegs werden ließ. Das erste Zeugnis für ihre symbolische Anziehungskraft stellte der russische Zar Alexander I. aus, der auf einer Reise von Sankt Petersburg nach Weimar in Potsdam Station machte und bei einem gemeinsamen Besuch in der Garnisonkirche in der Nacht vom 3. auf den 4. November 1805 vor dem Sarg Friedrichs II. die Hände des preußischen Königspaar Friedrich Wilhelm III. und Luise erfasste, um dann „in schwärmerischer Verzückung“ auf die Knie zu fallen und mit einem Kuss auf den Metallrand des Sarges die Freundschaft zwischen Russland und Preußen zu beschwören, die am selben Tag mit einem Bündnis beider Staaten gegen Frankreich notifiziert worden war. Ein Jahr später verkehrte sich derselbe Ort zu einem symbolischen Ausdruck des preußischen Zusammenbruchs, als nämlich der französische Kaiser Napoleon nach seinem Sieg über die preußischen Truppen bei Jena und Auerstedt im Oktober 1806 auch der Garnisonkirche einen Besuch abstattete.

Nach den Befreiungskriegen und wieder nach den Reichseinigungskriegen nahm die Garnisonkirche die feierlich geweihten Kriegstrophäen der preußischen Armee auf und entwickelte sich auf diese Weise zu einer Art Walhalla des preußisch-deutschen Aufstiegs zur europäischen Großmacht, als die es 1869 Theodor Fontane von der Freitreppe des Schlosses Caputh aus erblickte: „[...] am Horizonte stand in scharfen Linien steif-grenadierhaft die Garnisonkirche von Potsdam: das Symbol des Jüngstgeborenen im alten Europa, des Militärstaats *Preußen*.“[2] So wandelte sich die Potsdamer Garnisonkirche vom Ausdruck individueller herrscherlicher Gestaltungsmacht im 19. Jahrhundert zum Symbol des nationalen Aufstiegs im Bündnis von Thron und Altar, wie es nicht anders der Berliner Dom oder die Institution des Kaiserlichen Hofpredigers vorstellten.

Zu einem wirkmächtigen, historischer Kritik sich entziehenden Mythos entwickelte sich die Garnisonkirche erst nach dem Ende der Hohenzollernmonarchie, als sie neuerlich mit Fahnen und Standarten des Kaiserlichen Heeres bestückt wurde. Darin verdichtete sich nun das Vergangene zu einem kohärenten Symbol, wie es ein Major

---

[2] Theodor Fontane, Wanderungen durch die Mark Brandenburg., Dritter Teil Havelland. Die Landschaft um Spandau, Potsdam, Brandenburg, Berlin (O) 1987, S. 445.

a. D. (Erich Gutschmidt) 1932 zum Ausdruck brachte: „Konnte so früher der Besucher der Kirche im Anschauen der Kriegstrophäen Preußen-Deutschlands kriegerische Entwicklung verfolgen, so wird manches deutsche Herz heute vor Schmerz fast vergehen, wenn es die Fahnen und Standarten statt in der Hand einer stolzen Truppe nur noch als Zeugen einer großen Vergangenheit ansehen soll.“[3] Es mag scheinen, als habe Major Gutschmidt hier der Erinnerungskultur unserer Tage aus dem Herzen gesprochen. Tatsächlich aber zittert durch das Zitat der Schmerz über die Unwiederbringlichkeit einer Vergangenheit, deren Wiederkunft der Erinnernde in der Garnisonkirche ebenso sehr ersehnt, wie er an dem Wissen um die Unmöglichkeit dieser Wiederkehr leidet. Eben dies aber leistet der Mythos, der die Vergangenheit mit der Zukunft verklammert und aus dem Gestern die Kraft und die Orientierung für das Morgen schöpft, wie Herfried Münkler in seiner Studie über die Deutschen und ihre Mythen zeigte: „Mythen versichern (...), dass die zu meisternden Aufgaben zu bewältigen sind, weil das damals auch gelungen ist. Sie schaffen Orientierung und Zuversicht und sind damit kognitive wie emotionale Ressourcen der Politik.“[4] Solche Zuversicht vermochte die Weimarer Republik nicht zu vermitteln. Sie hatte der durch Niederlage und Systemwechsel erzwungenen Entmythisierung keinen zugkräftigen Gegenmythos entgegenzusetzen, der aus der Vergangenheit glaubhaft in die Zukunft wies, und das sollte zu ihrem Verhängnis beitragen.

Die Verwandlung des oben zitierten Schmerzes eines abgerüsteten Majors in den Triumph einer neuen Ordnung bildete nur ein Jahr später der "Tag von Potsdam". Seine Wirkung beruhte eben darauf, dass er der erzwungenen Abspaltung der glorreichen Vorzeit von der aussichtslosen Jetztzeit eine glaubwürdige Neuvermählung von Vergangenheit und Zukunft entgegensetzen konnte, die dem Mythos der historischen Wiederauferstehung in der Garnisonkirche einen auratischen Ort gab.

---

[3] Zit. n. Von der kurfürstlichen Landschaftsallee zur sozialistischen Magistrale – die Wilhelm-Külz-Straße, Potsdam 1988, S. 52.

[4] Herfried Münkler, Die Deutschen und ihre Mythen, Berlin 2009, S. 11.

II. Der „Tag von Potsdam“ 1933

Zur Erklärung der Wirkung, die von der Zeremonie der Reichstagseröffnung am 21. März 1933 ausging, bedarf es daher gar nicht einer bewundernden Reverenz vor der unheimlichen Verführungskraft der nationalsozialistischen Machthaber. Ganz fälschlich, so scheint mir, ist der „Tag von Potsdam“ in unserem Gedächtnis als klassisches Beispiel einer listig berechneten symbolpolitischen Verführung gespeichert, das so ausgezeichnet in den Entlastungsdiskurs der bundesdeutschen Frühgeschichte passt. Kein Schulbuch zur deutschen Zeitgeschichte verzichtet auf den berühmten Händedruck vor der Potsdamer Garnisonkirche, der die teuflische Fähigkeit der Nationalsozialisten illustrieren soll, die Geschichte in ihren politischen Dienst zu nehmen. In dieser Sicht erscheint die die „Potsdamer Rührkomödie“ (Meinecke) als „perfekt inszeniertes Schauspiel der Verbindung preußischer Tradition mit brauner ‚Revolution’“, die zusammen mit dem anschließenden Ermächtigungsgesetz vom 23. März den Weg frei machte erst zur politischen Gleichschaltung, dann zur kumulativen Machtentgrenzung und schließlich zu Weltkrieg und Völkermord“.[5]

Natürlich glauben wir zu wissen, wem wir dieses angeblich so meisterhaft inszenierte Kabinettstück nationalsozialistischer Massenlenkung zu verdanken haben: Hitlers luziferischem Propagandavirtuosen Joseph Goebbels, der sich mit voller Kraft in seinen Auftrag gestürzt hatte, mit seiner großen „Vernebelungsveranstaltung“ von Potsdam[6] nach den kleinen Leuten nun auch das konservative Bürgertum hinter sich zu bringen. Nun steht und fällt die Verführungsthese mit dem Nachweis, dass der „Tag von Potsdam“ Produkt einer raffinierten geschichtspolitischen Regie war. Das aber war er keineswegs. Zunächst ging die Entscheidung, nach 1848 und 1919 auch den dritten Anlauf zu einer revolutionären Parlamentskonstituierung außerhalb Berlins zu unternehmen, gar nicht auf den symbolpolitischen Willen der seit dem 30. Januar 1933 regierenden Koalitionsregierung von Nationalsozialisten und Deutschnationalen zurück, sondern auf den bekannten Brandanschlag vom Abend des 27. Februar 1933, die den Berliner Reichstag in eine rauchgeschwärzte Ruine

---

[5] Manfred Messerschmidt, „Wiedergeburt“ und Grabgesang. Manfred Messerschmidt über den „Tag von Potsdam“ 1933, in: Preußenstadt Potsdam. 1000 Jahre, Spiegel Spezial 2/1993, S. 64-69, hier S. 64 f.

[6] Ebd., S. 69.

verwandelt hatte. Erst daraufhin hatte Hitler im Reichskabinett den Vorschlag geäußert, den am darauffolgenden Sonntag zu wählenden Reichstag zur Eröffnungssitzung nach Potsdam in das Stadtschloss einzuberufen.

Doch zuständigkeitshalber vom Reichsinnenministerium unternommene Sondierungen bei der Potsdamer Schlösserverwaltung am 1. März blieben unergiebig; ein 600 Abgeordneten Platz bietender Großraum bot weder das Schloss noch ein anderer preußischer Repräsentativbau. Erst als sich abzeichnete, dass Reichsinnenminister Frick in der gesetzten Frist seinem Auftrag nicht würde nachkommen können, verfiel ein befragter Potsdamer Obermagistratsrat auf die kühne Idee, ein hinreichend geräumiges Gebäude vorzuschlagen, das sich allerdings als Sakralraum und überdies Grablege zweier Preußenkönige für die konstituierende Sitzung eines politischen Parlaments nicht unbedingt anbot: die im frühen 18. Jahrhundert erbaute Potsdamer Hof- und Garnisonkirche. An der Spitze des nationalsozialistisch geführten Reichsinnenministerium wurde dieser Vorschlag, der symbolpolitisch so ganz auf der Linie des deutschnationalen Koalitionspartners lag, als derart brisant eingestuft, dass Reichsinnenminister Frick den Beteiligten zunächst ein striktes Schweigegebot auferlegte, um nicht durch eine etwaige Ablehnung Hitlers desavouiert zu werden. Ein Alternativvorschlag stand allerdings in der Kabinettssitzung am folgenden Tag nicht zu Gebote, und so erklärte Hitler sich zur unverhohlenen Verblüffung seines Vizekanzlers Papen einverstanden, den Reichstag zu seiner Eröffnungssitzung an einem Ort einzuberufen, der das neue „Dritte Reich“ ganz in die Kontinuität des 1918 untergegangenen Zweiten Reichs stellen würde.

Der Widerstand der kurmärkischen Oberkirchenleitung unter Otto Dibelius, die sich der Unterstützung des Reichspräsidenten versicherte, verhinderte die Umsetzung dieses Vorschlags und führte nach einigem Hin und Herr am 7. März zu einem Kompromiss, der die Versammlung in der Garnisonkirche auf einen feierlichen Staatsakt reduzierte und ihr einen nach Konfessionen getrennten Auftaktgottesdienst in der evangelischen Nikolaikirche bzw. in der katholischen Stadtpfarrkirche voranstellte. Die eigentliche Reichstagseröffnung wurde nun einem gesonderten Akt in einem benachbarten Profangebäude vorbehalten, dem „Langen Stall“. Genau

einen Tag später war auch diese Festsetzung bereits wieder gegenstandslos, als nämlich Hitler und Göring bei einem Lokaltermin zur allgemeinen Überraschung entschieden, den Eröffnungsakt auf den 21. März vorzuziehen. In zwei Wochen aber war der Lange Stall nicht versammlungstauglich umzubauen, so dass am Ende die eigentliche Reichstagseröffnung aus bautechnischen Zwängen nun doch in die Berliner Kroll-Oper verlegt werden musste und für Potsdam nur eine zeremonielle Auftaktveranstaltung ohne politische Bedeutung übrigblieb.

Erst nachdem all diese Festlegungen bereits getroffen waren, trat mit Joseph Goebbels endlich jener Akteur auf die Bühne, dem die Legende die ganze Verantwortung für die Potsdamer Großveranstaltung zuschreibt. Am 13. März wurde Goebbels zum Minister des neugeschaffenen Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda berufen, und ihm blieb kaum mehr als eine Woche, um das Potsdamer Projekt umzusetzen, das von einem Tag auf den anderen zur öffentlichen Nagelprobe für die Existenzberechtigung seines in der staatlichen Ressortgeschichte noch nicht dagewesenen Medienministeriums geworden war. Von souveräner Regie kann in dieser Vorgeschichte keine Rede sein, in der Zufälle, Kompromisszwänge und Ad-hoc-Entscheidungen eine erheblich größere Rolle spielten als der von Goebbels reklamierte Anspruch, die Reichstagseröffnung ‚zum ersten Mal im Stil nationalsozialistischer Formgebung' abzuhalten.

Als Symbol politischer Verführungskraft ist der „Tag von Potsdam" bei Licht besehen ziemlich hohl. Ebenso wenig ist die Deutung schlüssig, die die Garnisonkirche als bloßen Schandort begreift, an dem die alten nationalkonservativen Eliten ihre symbolische Kapitulation vollzogen und sich Hitler willfährig angedient hätten. Hinter der vermeintlichen Versöhnung von ‚alter Größe und junger Macht', die die Propaganda im ‚Dritten Reich' etwa mit der ikonographischen Postkartentrias von Friedrich dem Großen, Hindenburg und Hitler herausstrich, verbarg sich in Wirklichkeit eine Konkurrenz um die symbolpolitische Vorherrschaft innerhalb des rechten Lagers, aus dem an diesem Tage zumindest dem Anschein nach der bürgerliche Nationalismus und nicht die NS-Bewegung mit Hitler an der Spitze als Sieger hervorging.

Wie zahlreiche Beobachter übereinstimmend notierten, dominierte am 21. März nicht das nationalsozialistische Hakenkreuz, sondern in erdrückendem Übermaß das kaiserliche Schwarz-Weiß-Rot im Farbenmeer der geflaggten Häuser und Straßen Potsdams. Nicht Kleidung und Personal der neuen Staatsführung gaben dem Einzug der Volksvertreter in Potsdam das Gepräge, sondern die Präsenz des in seiner Uniform als kaiserlicher Generalfeldmarschall auftretenden Reichspräsidenten, verstärkt durch die Anwesenheit des Kronprinzen Wilhelm in der Uniform der Totenkopfhusaren und zahlreicher anderer Vertreter von Generalität und Admiralität des wilhelminischen Deutschland.

Den stärksten Beweis dafür, dass die von den Umständen erzwungene Entscheidung für die Potsdamer Garnisonkirche in der Folge eine ganz ungewollte Signalwirkung zu entfalten drohte, lieferte die NS-Führung selbst. Offenbar musste Goebbels immer stärker von der Sorge befallen worden sein, dass Ort und Ablauf der geplanten Feier weniger den angestrebten Stil nationalsozialistischer Formgebung als vielmehr die geglückte Einbindung Hitlers in das konservative Zähmungskonzept seines Vizekanzlers Papen demonstrieren würde. Nur so ist zu erklären, dass Goebbels am Vorabend des Staatsaktes Hitler dazu bewog, das von ihm selbst so sorgsam ausgearbeitete Programm des Potsdamer Staatsaktes mit einem Affront zu torpedieren, der unter anderen Umständen zu einem veritablen Skandal hätte werden können. Überraschend blieben nämlich beide am Morgen des „Tags von Potsdam“ dem auftaktbildenden Gottesdienst in der katholischen Stadtpfarrkirche fern, um statt dessen in trotzig-revolutionärer Kämpferhaltung auf dem Luisenstädtischen Friedhof in Berlin-Kreuzberg Kränze an den Gräbern im Straßenkampf zu Tode gekommener SA-Männer niederzulegen.

Tatsächlich stand Potsdam am 21. März weitgehend im Zeichen der monarchisch-konservativen Tradition, die sich in der frenetischen Begeisterung zeigte, mit der der 85jährige Reichspräsident vor und nach dem Gottesdienst in der Nikolaikirche ebenso gefeiert wurde wie bei der anschließenden Triumphfahrt durch die Stadt nach Sanssouci und zurück. Auch der Staatsakt selbst schien den symbolpolitischen Sieg des monarchischen Restaurationsgedanken über die braune Revolutionsideologie zu unterstreichen. Die unangefochtene Mittelpunktsstellung wahrte auch hier

Hindenburg und nicht Hitler, der an diesem Tag als Figur blass blieb.[7.] Die Ehrengäste erhoben sich, als er in Marschallsuniform auf den Altar der preußischen Hofkirche zuschritt, um vor der leeren Hohenzollernloge den Marschallstab zum Gruß an seinen Kaiserlichen Herrn zu heben, bevor er an der Seite Hitlers und Görings auf dem ihm bestimmten Ehrensessel Platz nahm. Erst nach einer kurzen Eröffnungsansprache Hindenburgs vermochte dann Hitler kurzzeitig das Interesse der Zuschauer und vor allem Zuhörer ganz auf sich zu ziehen. Aber seine überraschend maßvoll vorgetragene, von antisemitischen Anklängen freie Regierungserklärung ging an keiner Stelle über nationalkonservative Ziele hinaus und bewegte sich mit ihrem Aufruf zur nationalen Einheit ganz in dem Rahmen, den zuvor der Reichspräsident in seiner Ansprache gesteckt hatte.

Die weitere Zeremonie war wieder ganz von Hindenburg beherrscht, der Hitler mit einem bewegten Händedruck dankte, um sich dann nur in Begleitung zweier Adjutanten an die Königsgruft hinter dem Altar zu begeben und vor einem schweigend verharrenden Auditorium innere Zwiesprache an den Sarkophagen der toten Preußenherrscher zu halten. Der Reichskanzler bliebt von dieser Zeremonie ausgeschlossen, obgleich sie im Sinne der translatio imperii eine einzigartige Gelegenheit geboten hätte, eine unio mystica zu inszenieren und vor den Sarkophagen der Preußenkönige den eben gekürten Nachfolger Hitler das Herrscherheil aus der Hand Hindenburgs empfangen zu lassen. So blieb dieser Akt dem Reichspräsidenten als dem eigentlichen Mann der Stunde vorbehalten. Seine Rückkehr gab das Zeichen zum Aufbruch und leitete zugleich zum nächsten Akt über: der großen Militärparade, für die eine Tribüne neben der Kirche errichtet worden war, auf der nun mit der Reichsregierung auch das Diplomatische Corps und zahlreiche weitere Ehrengäste Aufstellung nahmen. Nichts schien darauf hinzudeuten, dass an diesem Tag die bürgerliche Rechte vor Hitler kapituliert habe, alles aber darauf, dass das von Hindenburg und Papen verfolgte Zähmungskonzept anschlüge und die bislang so plebejische und gewaltorientierte Hitlerbewegung ihrem nationalrevolutionären Habitus öffentlich abzuschwören bereit sei und sich unwiderruflich in die Tradition eines restaurativen Preußentums eingefügt hätte.

---

[7] Diese Bewertung teilt auch Messerschmidt, erklärt sie allerdings zum Ergebnis gezielter Bühnenstrategie im Potsdamer „Schaustück“. Messerschmidt, „Wiedergeburt“ und Grabgesang, S. 66.

Weder die auf die Nazis zielende Verführungsthese noch der auf die bürgerlichen Eliten zielende Kapitulationsvorwurf sind hinreichend geeignet, um zu erklären, warum der „Tag von Potsdam“ zum symbolpolitischen Gründungstag des Dritten Reiches werden konnte. Ein nicht unwesentlicher Teil der historischen Verantwortung gebührt vielmehr einem dritten Akteur: nämlich der deutschen Mehrheitsgesellschaft und ihrem immer stärker artikulierten Verlangen nach einer umfassenden Zeitenwende, die sich in der politisch belanglosen Zeremonie einer Parlamentskonstituierung ihr ausdrucksstarkes Symbol suchte. Goebbels’ entscheidende Leistung bestand darin, dieses Mythenbedürfnis aufzunehmen und mit Hilfe des Rundfunks und eines zentralen Aufrufs zum „Tag von Potsdam“ in eine mediale Mobilmachung der deutschen Gesellschaft zu überführen. Sie verwandelte den zeremoniellen Potsdamer Staatsakt in ein Gemeinschaftserlebnis nationaler Identitätsstiftung auf dem Wege des Mitmachens und des Mithörens.

Der „Tag von Potsdam“ bediente eine Sehnsucht nach Veränderung, die zugleich Geborgenheit in der Geschichte versprach. Er fügt sich in ein mit der nationalsozialistischen Machtergreifung dominant werdendes Zeitmuster, das Zukunft und Vergangenheit miteinander harmonisch zu versöhnen vorgab. Nicht zufällig feierte die NS-Propaganda die Zeitenwende von 1933 nicht im Stile üblicher Revolutionen als Absage an das Gewesene, sondern als Rückkehr zum Alten auf dem Wege der Erneuerung durch Annullierung der schlechten Gegenwart von Weimar, die durch Hitler in immer neuen Wendungen als „Wiederaufstieg“, „Wiedergeburt“, „Wiedererweckung“, „Wiedererhebung“, „Wiederaufrichtung“, „Wiederherstellung“ des Deutschen Reiches beschworen wurde.

Der „Tag von Potsdam“ machte die Garnisonkirche zum Geburtsort einer mythischen Fusion von Erfahrung und Erwartung und eines behaupteten Ausgleichs der Polarität von Natur und Technik, der die nationalsozialistische Antwort auf die Krise der Moderne darstellte. Er war so erfolgreich, weil er ein neues Verhältnis von Vergangenheit und Zukunft spiegelte, das von mythischer Kraft war: Der „Tag von Potsdam“ veranschaulichte weit über das ursprüngliche Wollen seiner Macher hinaus eine historische Zeitenwende, in der Gestern und Morgen nicht gegeneinander standen, sondern zur Deckung kamen. Er inthronisierte in der Garnisonkirche eine

heilsgeschichtliche Botschaft, die die historische Zäsur als kulturelle Versöhnung hinstellte.

III. Der Abriss der Garnisonkirche 1968

Den Tod dieses Mythos veranschaulichte die Gestalt der Garnisonkirche nach dem Untergang des NS-Staates. Wie ein Menetekel ragte bei Kriegsende ein 57 Meter hoher Kirchenstumpf in die Höhe, in dessen Erdgeschoß sich die Gemeinde neu einrichtete und eine provisorische Kapelle mit 100 Plätzen gestaltete. Die Zukunft der Garnisonkirche hing fortan von der Frage ab, inwieweit sie sich von ihrer historischen Kontaminierung loszusagen vermochte. Ein erster geschichtspolitischer Reinigungsakt galt schon dem Namen der Kirche, die 1949 in „Heilig-Kreuz-Kirche“ umgetauft wurde. Dennoch entging sie ihrem Schicksal nicht. Nach zwanzig Jahren eines zwischen Verfall und unzulänglicher Sicherung schwankenden Schwebezustandes wurde die Ruine auf Beschluss der Potsdamer Stadtverordnetenversammlung im Frühsommer 1968 abgerissen, um Platz für den Bau eines neuen Rechenzentrums zu schaffen. Dieser kulturelle Zerstörungsakt, der einen der schönsten Kirchentürme des norddeutschen Barock vernichtete, wird bis heute als „reiner Willkürakt“ und geschichtspolitische Antwort der zweiten deutschen Diktatur auf die Bemächtigung der Kirche durch die erste deutsche Diktatur verstanden und in eine Reihe mit der Sprengung der Stadtschlösser von Berlin und Potsdam gestellt. Doch auch in diesem Fall liegen die Dinge verwickelter: Nicht um das Bauschicksal der Kirche ging es der SED-Führung, sondern um die Geltungskraft eines sozialistischen Gegenmythos.

Zunächst überrascht, dass die Ruine erst fast zwanzig Jahre nach Gründung der DDR abgerissen wurde, während das Potsdamer Schloss immerhin schon im Januar 1960 gesprengt worden war und das Berliner Schloss bereits 1950. Auffällig ist weiterhin, dass dem Abriss keine öffentliche Kampagne vorausging und die SED-Führung sogar eine Debatte über den Wert oder Unwert dieses historisch so stark konnotierten Erinnerungsortes geflissentlich zu vermeiden suchte. Auch waren die Behörden überaus uneinheitlich mit dem Gebäude der ehemaligen Garnisonkirche umgegangen. Zwei Jahrzehnte lang, bis Ende 1966, waren an ihr laufende

Sicherungs- und Instandsetzungsarbeiten durchgeführt worden, die zum Teil erhebliche Kosten verursacht hatten; gerade erst war mit dem Einbau von Stahlbetondecken in den vier Turmebenen begonnen worden. Und noch im Winter 1965 fand sich eine Bildunterschrift in der SED-Zeitung „Märkische Volksstimme“, die über die abgebildete Ruine der Garnisonkirche anmerkte, „eines Tages werden wohl die nur noch traurigen Mauerreste noch weichen müssen“. Von SED-Seite als „Mißbrauch der MV durch reaktionäre Kreise mit Duldung der CDU“ bewertet, hatte sie zu einer scharfen „Maßregelung der Verantwortlichen“ geführt. Die Zeitung beeilte sich daraufhin, ihren Irrtum öffentlich zu korrigieren: „Von einem Abriß der Garnisonkirche kann insofern keine Rede sein, als die dank gemeinsamen (sic!) Bemühungen kirchlicher und staatlicher Stellen als Kirchenbaudenkmal erhalten wird.“

Zu diesem Befund passt, dass die Abrissentscheidung nicht nur in der Stadtverordnetenversammlung auf Widerstand traf, sondern auch in der Parteiführung selbst bis zum Schluss umstritten blieb. Nicht nur die Potsdamer Oberbürgermeisterin trug die Entscheidung nur ganz contre coeur mit und versuchte über den DDR-Kulturminister Klaus Gysi die Sprengung der Ruine zu verhindern; ausgerechnet der bei der Exekution des Abrissbeschlusses in vorderster Linie agierende Stadtrat Nutbohm hatte zuvor ein eigenes Memorandum verfasst, in dem er den kunsthistorischen Denkmalswert der Ruine unterstrich und angesichts der Stimmung in der Bürgerschaft die Teilkonservierung der Ruine als antifaschistisches Mahnmal empfahl.

Ob die Kirche stehenblieb oder niedersank, konnte am Ende fast eine Zufallsentscheidung sein – ebenso wie die Entscheidung der SED, das Berliner Schloss abzureißen und das Zeughaus ebenso wie den Dom stehenzulassen bzw. zu rekonstruieren. Wichtiger war, dass Erhalt wie Abriss nicht der Idee der sozialistischen Moderne entgegenstanden, die die Vergangenheit nur dort duldete, wo sie „Fortschritt“ und „Zukunft“ begünstigte. Ich glaube, dass die in der Presse veröffentlichte Abrissbegründung nicht bloß eine billige Zwecklüge war, sondern den Kern eines kommunistischen Gegenmythos formulierte: „Der Ausbau der Fahrbahn in der Wilhelm-Külz-Straße erfolgt sechsspurig. Die Ruine der ehemaligen

Garnisonkirche würde dann jedoch in die Fahrbahn hineinragen. Hinzu kommt, daß auf dem Grundstück der Kirche und an der Plantage mit dem Aufbau einer Datenverarbeitungs- und Rechenstation mit einem Kostenaufwand von rund 50 Millionen Mark begonnen wird. Diese wichtige Einrichtung kann nur im Stadtzentrum geschaffen werden. Außerdem wird die Heiztrasse für die Fernwärmeversorgung des künftigen Stadtzentrums am ökonomisch günstigsten u.a. in der Wilhelm-Külz-Straße entlangführen. Diese drei Gründe waren der Beweggrund für den Abriss der Kirche.“[8]

Wie die Ruine der Dresdner Frauenkirche hätte auch der Stumpf der Potsdamer Garnisonkirche stehenbleiben können, ohne die Denkmuster der SED-Führung herauszufordern, und nur darum konnte der Abtragungsbeschluss auch einen solchen Widerstand bis in die kommunalen SED-Eliten hinein erzeugen. Wie Jahrzehnte später unter ganz anderen Umständen der Palast der Republik, wurde auch die Garnisonkirche vor allem das Opfer ihrer Unterstützer. Nichts beflügelte die Entschlossenheit der Machthaber zur Kirchensprengung stärker als die gesamtdeutschen Interventionen von Kunstfreunden und Potsdam-Anhängern zugunsten ihres Erhalts, weil sie auf diese Weise die Mythenmachtfrage gestellt sah und nicht zögerte, sie in ihrem Sinne zu beantworten. Während vom „Tag von Potsdam“ die fotografisch festgehaltene Verbeugung der neuen Zeit vor der alten in Erinnerung blieb, setzte die DDR an die Stelle eines barocken Kirchturms den heute noch bestehenden Plattenbau mit umlaufendem Mosaikfries, der das Ausgreifen der siegreich voranschreitenden Menschheit in den Weltenraum versinnbildlichte und den Triumph der radikalen Moderne in der Formel „$E = mc^2$“ feierte. In dieser Denkwelt des sozialistischen Modernemythos konnte der geringfügige Wärmeverlust in einer geplanten Heiztrasse zu einem ernsthaften Argument werden, das gleichrangig neben kunst- und stadthistorischen Gesichtspunkten rangierte und sie im Konfliktfall sogar überstimmte. Dieser Konflikt trat ein, wenn der sozialistische Modernemythos sich durch bauliche Vergangenheitszeugnisse in seinem Geltungsmonopol herausgefordert fühlte, und dann konnte er die in ihrer Erhaltungswürdigkeit lange Zeit unbestimmte Garnisonkirche aus ästhetischen wie aus ideologischen Gründen zugleich zu dem Schandfleck erklären, den der

---

8 Brandenburgische Neueste Nachrichten, 25.5.1968.

Steinehaufen der Dresdner Frauenkirche nie wurde, weil er nie als Ort eines falschen Mythos verstanden wurde: „Schöner denn je wird Potsdam wieder aufgebaut. ... Gespenstisch, aber mahnend zugleich erhebt sich, neben dem Neuen, noch gleichermaßen als Zeuge der finsteren Vergangenheit, die Ruine jener Stätte, in der 1933 die Hitlerfaschisten in den Sattel gehoben wurden“.[9]

Kurz: Die Bauzeugen der Vergangenheit mussten im SED-Staat dem Ansturm einer so emphatisch begriffenen Zukunft keineswegs gänzlich erliegen, wie dies die undifferenzierte These eines zelotischen Preußenhasses im SED-Regime suggeriert. In Potsdam selbst stand neben dem Abriss der Garnisonkirche die gleichzeitige und kostspielige Rettung der Nikolaikirche, die als preußische Pickelhaube symbolisch kaum weniger belastet war und am Tag von Potsdam ihrerseits eine nicht unbedeutende Rolle gespielt hatte. Aber die Vergangenheit verlor im Denkhorizont des sozialistischen Modernemythos ihren auratischen Eigenwert und sank zum bloßen Zitat herab, zu einem Versatzstück, das in beliebiger Weise in den zukunftsgerichteten Verweiskontext des Städtebaus eingefügt werden konntet: In Berlin wurde etwa das Portal IV aus dem Schloss geborgen, um in das neuerbaute Staatsratsgebäude integriert zu werden. Ulbricht selbst sinnierte mit einer eigenhändigen Skizze während einer Politbürositzung zur Umgestaltung der Mitte Berlins über einen möglichen Neubau des Schlosses an anderer Stelle. In Potsdam war der Bau eines 20stöckigen Hochhauses auf dem Platz des Marstalls geplant, der in Wassernähe als Jugendhaus wieder aufgebaut werden sollte.[10] So fand auch ein bedeutungsträchtiges Ornament der Garnisonkirche mehr Aufmerksamkeit, als die These eines blinden Preußenhasses erklären konnte: „Als Verbindungsglied zu den folgenden Neubauten wurde das schmiedeeiserne Eingangstor der ehemaligen Garnisonkirche genutzt.“[11]

---

9 Bilanz zwischen dem V. und VI. Parteitag der SED 1962, Berlin [Ost] 1962.

10 Diese Planung überlieferte die Tochter der damaligen Potsdamer Oberbürgermeisterin Brunhilde Hanke: Uwe-Karsten Heye/Bärbel Dalichow, „Wir wollten ein anderes Land“. Eine Familiengeschichte aus der DDR, München 2010, S. 159.

11 Von der kurfürstlichen Landschaftsallee zur sozialistischen Magistrale, S. 96.

IV. Das Wiederaufbauprojekt nach 1989

Vor dem Hintergrund dieses historischen Mythenkampfes und der mit ihm verbundenen geschichtspolitischen Frontstellung entfaltet sich die Debatte um den Wiederaufbau der Garnisonkirche. Aber sie steht mehr noch in einem eigenen Referenzrahmen, den wir als Zeitalter der Erinnerungskultur beschreiben können und der in meinem Verständnis auf eigentümliche Weise Abstand und Nähe zur Vergangenheit zusammenzuführen sucht. Auf der einen Seite steht die Authentizitätssehnsucht, die das Geschichtsbewusstsein unserer Zeit prägt und ihm nachgerade sakralisierende Züge zu verleihen vermag. Unsere Erinnerungskultur bedient eine mittlerweile fast geschichtsreligiös zu nennende Suche nach dem authentischen Vergangenheitszeugnis, in dem das Relikt sich kaum noch von der Reliquie unterscheidet- SoIn diesem Denken erwächst die Legitimation für die architektonische Neuschöpfung des Verlorenen aus der Einbeziehung originaler Fragmente – im Fall der Dresdner Frauenkirche nicht anders als in dem des Berliner Schlosses oder auch der Potsdamer Garnisonkirche, deren geborgene Fragmente Inhalt einer eigenen Ausstellung genau am Ort des geplanten Wiederaufbaus sind, die mit einem Stück neugemauerte Ruinenarchitektur in situ seit einigen Jahren ihr Authentizitätskapital zu erhöhen sucht.

Auf der anderen Seite steht die Distanzierungskraft der Erinnerung, die zur Umkehr mahnt und die Schrecken der Vergangenheit wachhält, um vor ihrer Wiederkehr zu schützen. In der Rede von der Vergangenheitsaufarbeitung kommen beide Seiten der Erinnerungskultur zur Deckung. Sie steht für eine kontinuierliche Auseinandersetzung mit der Vergangenheit, die dem tiefenpsychologischen Anklang des Wortes zum Trotz nicht auf eine aus der Durcharbeitung erwachsende Befreiung von historischer Last zielt, sondern auf deren dauerhafte Präsenz zum Zwecke des historischen Lernens. Im Aufarbeitungsdiskurs amalgamiert sich der Triumph über die empörende Verdrängungsmentalität der deutschen Nachkriegszeit mit dem Bedürfnis, der „transzendentalen Heimatlosigkeit“ der Moderne und ihrem alles umfassenden Wandel die Vergewisserung der eigenen Herkunft entgegenzusetzen. Erinnerung ist uns nicht billige Nostalgie, sondern eine Doppelbewegung von Distanznahme und Annäherung, und eben dies befreit den historisierenden

Wiederaufbau deutscher Innenstädte und noch die Wiederrichtung des Denkmals Kaiser Wilhelms am Deutschen Eck bei Koblenz von dem Ruch der reaktionären Rückwärtsgewandtheit.

Wenn der Wiederaufbau der Garnisonkirche trotzdem bis heute umstritten bleibt, liegt dies natürlich daran, dass die Umwertung der Garnisonkirche vom Mythos zum Erinnerungsort durch die doppelte ideologische Inanspruchnahme im Tag von Potsdam 1933 wie im Abriss 1968 nachhaltiger gestört wurde, als dies anderen Wiederaufbauprojekten vom Frankfurter Goethe-Haus bis zum Braunschweiger Schloss widerfuhr. Erschwerend kam hinzu, dass die in der „Traditionsgemeinschaft Potsdamer Glockenspiel“ organisierte Wiederaufbauinitiative das oberste Gebot der erinnerungskulturellen Mythendistanz so flagrant verletzte. In ihrer Kritik an evangelischer „Zeitgeisterei“, die „Schwulensegnung“ und „feministische Jesa-Christa-Lehre“ dulde, und in ihrem Eintreten für die Garnisonkirche als „Symbol für das christliche Preußen“ gab die Traditionsgemeinschaft sich eben den Anschein einer nationalkonservativen Gedächtnispflege, die mit dem Konzept einer originalgetreuen Wiederherstellung der Garnisonkirche einschließlich ihrer programmatischen Wetterfahne nur scheinbar der Authentizitätssehnsucht unserer Zeit huldige, in Wirklichkeit aber „in preußischer Verbundenheit“ politische und religiöse Ziele verfolge.[12]

Es scheint mir kein Zufall, dass diese Wiederaufbauinitiative rasch an ihre Grenzen stieß: Sie verletzte die Normen unseres Vergangenheitsdiskurses, der die Authentizität des Vergangenen sucht, aber nicht ihre Geltungskraft, und daher auch so sehr den berichtenden Zeitzeugen liebt, aber so gar nicht den wiedererweckten Gesinnungsgenossen der Vergangenheit. Offenbar erfolgreicher agiert daher die heute tonangebende Fördergesellschaft für den Wiederaufbau der Potsdamer Garnisonkirche, weil sie jeden nationalkonservativen Anstrich vermeidet und eine dezidierte symbolpolitische und entmythisierende Umwertung vornimmt, um die Authentizität der Kirche gegen ihre historische Kontaminierung zu retten: „Eine

---

[12] Tatsächlich betonte die Traditionsgemeinschaft selbst, dass es ihr „bei der Potsdamer Garnisonkirche nicht nur um den Nachbau einst so schöner Barockarchitektur geht, sondern auch um die Symbolbedeutung dieser Kirche, die im Glockenspiel mit den Melodien ‚Lobe den Herren’ zur vollen und ‚Üb’ immer Treu und Redlichkeit’ zur halben Stunde Ausdruck fand“. Max Klaar, Rundschreiben der Traditionsgemeinschaft Potsdamer Glockenspiel e.V., Potsdam, März 2004.

grundsätzliche Änderung der Symbolbedeutung ist allerdings vorgesehen: die Vernichtungskraft der modernen Waffen und unsere geänderte Einstellung zum Krieg lassen die Darstellung des Krieges als legitimes Mittel der Politik nicht mehr zu. Deshalb werden in der Garnisonkirche weder Fahnen noch andere militärische Traditionsgegenstände aufbewahrt, sondern eindeutige Absagen an Krieg und Gewalt in geeigneter [...] Form dargestellt werden."[13]

Ob die Potsdamer Garnisonkirche tatsächlich wieder aufgebaut wird, lässt sich gegenwärtig noch nicht abschätzen, und aus historischer Perspektive lässt sich kein normatives Urteil über das in der Öffentlichkeit bis heute strittige Rekonstruktionsvorhaben ableiten. Wohl aber lässt sich voraussagen, dass das Projekt zum Wiederaufbau der Kirche nur dann seine Realisierungschance wird nutzen können, wenn es die feine Trennlinie zwischen Mythos und Erinnerungsort nicht überschreitet und immer wieder deutlich macht, dass es darum geht, das Zeugnis der Vergangenheit zu restaurieren, nicht aber die Vergangenheit selbst. Der Wiederaufbau kann unter diesen Voraussetzungen nur dann zu einem erfolgreichen Ende geführt werden, wenn er die Nachgeschichte der Garnisonkirche nicht auslöscht, sondern vielmehr integriert: Nur als Flickenteppich unterschiedlicher Vergangenheiten lässt sich das historische Orientierungsbedürfnis unserer Zeit ganz befriedigen, und deswegen gehört zum Wiederaufbau der vergangenen Garnisonkirche auch der Erhalt relevanter Teile des auf ihren Fundamenten gebauten Rechenzentrums, dessen Mosaikfries bis heute von einem ebenfalls vergangenen Gegenentwurf kündet.

---

[13] Burkhart Franck, Zur Symbolbedeutung, in: Appel/ Kitschke (Hg.), Der Wiederaufbau der Garnisonkirche, S. 96-99, hier S. 98.